

BOOY

ROMAN

MEN

Peter Rehberg

PETER REHBERG

BOYMEN

Roman

Männerschwarm Verlag

Hamburg 2011

*Länger als vierzig Jahre zu leben
ist unanständig, trivial, unsittlich.*
Dostojewski

*Dark city: we kiss in the blanket street
Taken by headlights
and a gaggle of boymen*
Dominic Eichler

DID YOU FIND EVERYTHING YOU WERE LOOKING FOR?

Ithaca, NY, November 6

Die Wände sind lange nicht gestrichen worden, undefinierbares Gelb oder einfach nur schmutzig. Trotz Rauchverbot riecht es muffig. Morgens in der Cafeteria, als wären wir in einer Wartehalle, irgendwo auf der Welt. Der Kaffee schmeckt nicht. Wahnsinn, was man in diesem Land immer kriegt, wenn man mal nicht bei Starbucks landet. Fieses dunkles Wasser, ohne jeden Geschmack, echt gar kein Geschmack, auch essen kann man hier nichts, nichts als Doughnuts mit Vanille- oder Schokoladeschmiere drin. Die Stimmung ist wie in Bulgarien.

Wir sind doch nach Amerika gekommen, um alles Europäische, alles Deutsche hinter uns zu lassen, sage ich zu Anna, zu Marco, zu Anna und Marco, den anderen beiden Deutschen, die ich hier morgens treffe, bevor die Arbeit losgeht. Meine neuen Kollegen also. Obwohl ich an die Kategorie Kollege gar nicht glaube. Einfach die, mit denen ich ab jetzt rede, hauptsächlich.

Dass man noch mal wer anderes werden kann, nicht der, der man war, bevor man herkam, von wo man herkam. Machten wir das Gleiche wie unsere Elterngeneration in den 1950ern und 1960ern: manisch arbeiten oder vor dem Horror davonlaufen? Denke ich, sage ich nicht, bin erst halb wach, Anna gar nicht, Marco redet:

Die Wiedervereinigung hat Deutschland um fünfzig Jahre zurückgeworfen, sagt er. Darin waren wir uns alle einig, auch wenn sonst jeder andere Gründe dafür hatte, jetzt hier zu hocken. Bisschen dickes Thema um diese Zeit.

Mitten in den 1990ern sind wir praktisch gerade wieder bei Kriegsende und bedingungsloser Kapitulation gelandet, jaja, die Entnazifizierung hat noch nicht mal begonnen, sagt jetzt Marco selber (wieso war der überhaupt so wach), und die Stimmung dementsprechend.

Egal, ob aus Ost oder West, sage ich, solange Deutschland noch immer so monokulturell ist, hat man keine andere Wahl, als auszuwandern.

Deshalb sitzen wir drei jetzt hier, in dieser Stadt, in diesem Land. In dieser Cafeteria. Aber amerikanische German Departments sind genau der Ort, wo man gerade nicht hinwill. Weil man wieder gelandet ist, wo man weg wollte.

Ostblock-Feeling, sagt Marco, und er musste es ja wissen, als Ossi. Mitten in den USA schlimmer als im Osten, sagt er.

Anna guckt uns an, aber sagt nichts.
Weiß auch nicht, was ich sagen soll.

Ich denke an Jack.
Nicht an Jack denken.

Da kommt Gisela Podolski um die Ecke. Gisela ist die Sekretärin des German Department. Morgens ist sie immer als Erste auf dem Platz.
Ich glaube, sie schläft hier.

Ich glaube, sie schläft hier, sage ich. Nachts legt sie sich auf die abgewetzte Couch, auf der tagsüber die Studenten sitzen und warten, bis sie zu den Professoren in die

Sprechstunde dürfen. Gisela Podolski arbeitet seit über dreißig Jahren hier. Sie liest keine Zeitung und guckt kein Fernsehen. Sie liest Bücher. Literatur. Alles, was auf der anderen Seite des Atlantiks passiert ist, hat sie nicht mitgekriegt. Wie die Wiedervereinigung zum Beispiel. Wie die Mutter in *Goodbye Lenin*, sagt Anna, die den Film gerade mit ihren Studenten guckt.

It gives me the creeps, sagt Marco, der Gisela nicht lustig findet, gar nicht lustig findet, *Goodbye Lenin* wohl auch nicht, *gives me the creeps*, sagt er bisschen angeberisch auf Amerikanisch. Er gruselt sich vor ihr.

Gisela Podolski sieht aus wie Norman Bates' Mutter in *Psycho*, sage ich. In ihrer Handtasche steckt ein Messer. Ein langes, großes Küchenmesser.

Anna unterbricht mich.

Ich liebe sie, sagt sie.

Ich gucke Anna an.

Ich liebe sie auch, sage ich, so wie man auf Amerikanisch eben sagt «I love you».

Wegen ihrer dunkelgrauen Haare, die in der Mitte streng gescheitelt sind, eng am Kopf kleben und bis auf Kinnhöhe an beiden Seiten gleichmäßig herabhängen.

Wegen ihrer Hornbrille.

Gisela hat die gleiche Brille wie Robert Lembke, sagt Anna aufgeregt, aber so leise, dass Gisela, die gerade herüberlacht, es nicht mitkriegt. Robert Lembke, der in den 1970er-Jahren in Westdeutschland sehr beliebte Moderator von *Was bin ich?*

Was ist das?, fragt Marco, der die Sendung nie gesehen hat. Anna sagt: Ein heiteres Beruferaten. Der prominente Gast, dessen Identität ermittelt werden sollte, kriegte am Anfang

immer die Frage gestellt: «Welches Schweinderl hätten S' denn gern?» Und jedes Mal, wenn er eine Frage mit Nein beantwortet hat, wurde ein Fünfmarkstück in das Sparschwein geworfen. Marco hat keine Peilung, kapiert gerade gar nichts, guckt Anna an, bisschen blöde. Du erklärst das auch falsch, sage ich, aber Anna redet einfach weiter. Vier Teilnehmer im Studio, Guido, Hans, Anneliese und Annette, raten der Reihe nach, sie stellen dem prominenten Gast Fragen und sitzen so lange mit verbundenen Augen im Scheinwerferlicht, bis seine Identität enthüllt wird und sie ihre Augenbinden abnehmen dürfen.

Ich habe Heimweh nach der alten Bundesrepublik.
Ich glaube, Anna auch.
Wir könnten Freunde werden.
Eine Freundin könnte ich gerade gut gebrauchen.

Giselas Robert-Lembke-Brille, die ihre Augen stark vergrößert, sieht so aus, als würde sie nicht nur ihre im Alter zunehmende Sehschwäche ausgleichen, sondern auch die verschiedenen Teile ihres Kopfes zusammenhalten. Ohne Brille halten ihre Haare nicht, sage ich. Es sieht so aus, als würde Gisela Podolski abends, wenn sie auf dem Sofa liegt, immer beides, Brille und Haare, zusammen abnehmen und dann neben sich auf den Schreibtisch legen, einen Nachttisch gab es ja nicht. Ich wäre gerne einmal dabei, wenn Gisela Podolski abends ihre Brille mit Haaren abnimmt, denn ich würde gerne wissen, wie Gisela dann, ohne Brille und ohne Haare, aussieht. Eigentlich möchte ich wissen, ob Gisela bloß dünnes Haar hat oder wirklich eine Glatze.

Nachts sieht sie aus wie du, sagt Anna.

Am anderen Ende der Cafeteria sitzt Gisela alleine an einem Tisch und lutscht an ihrem Doughnut.

Eleanor Rigby. Picks up the rice in the church where a wedding has been. Lives in a dream. All the lonely people.

Psycho, sagt Marco, und mir ist nicht ganz klar, ob er Gisela oder mich meint oder uns beide.

Wenn wir hierbleiben, werden wir so enden wie Gisela Podolski, sage ich.

Eigentlich lebe ich schon jetzt wie Gisela Podolski.

Hast du eine Zigarette, fragt Anna.

Ich rauche nicht.

Du auch nicht, sagt Marco und guckt Anna an.

Paarkontrolle oder was.

Das komplett Unnormale des Paardaseins.

Marco guckt, wie Anna mich anguckt, sagt nichts. Als wäre er eifersüchtig. Ich gucke ihn an. Marco weicht meinem Blick aus. Nix mit Männern im Moment. Davon habe ich erst mal genug.

Ich rede.

German Departments in Amerika sind der einzige Ort, wo Aus-Deutschland-Kommen was wert ist, wo das eine Kompetenz sein soll, Deutschsein und Deutschdenken. Nur, was sollte das in Wahrheit sein? Wieso wollte man das hierher importieren? Weil wir doofe Dichter und Denker sind? Deshalb ja wohl nicht, das war ja wohl das allerdümmste Gerücht, nur insofern wahr, wie Dichter-und-Denker-Sein hauptsächlich heißt, dass es in Deutschland keine Dichter gibt, denn das Denkenmüssen macht immerzu das Dichten kaputt, weshalb man als Dichter zum Schluss weder dichten noch denken kann. Deutschland, Land ohne Dichter und Denker.

Quatsche / denke selber schon wie Marco oder irgendein anderer Amerikaner, Akademiker, wollte ich sagen. Habe ich

immerhin gelernt.

Eigentlich interessiert sich Amerika nur für eine Sache, wenn es um Deutschland geht, sagt jetzt Marco.

Für was denn?

Für Nazis.

Was?

Alle German Departments in Amerika sind heimliche Nazi-Departments, also Anti-Nazi-Departments, sagt er. Wo gute Deutsche den Amis jetzt mal zeigen dürfen, dass es damals vor sechzig Jahren geklappt hat mit der Entnazifizierung, wie gut das damals für die Amis gelaufen war in WW II. Das Gleiche wird jetzt noch einmal mit den Ostdeutschen gemacht. Gute Deutsche sollen am besten immer auch gleich arme Säue sein.

Komm, gehen wir, sagt Anna, die das Opfer-Gequatsche bisschen peinlich findet. Ich auch. Wir laufen den langen Gang runter, in dem jeder Schritt hallt, Gisela Podolski hinterher, die zehn Meter vor uns mit den Schlüsseln klappert und zwischendurch grundlos kichert. Ich glaube, sie ist gar nicht verrückt. Sie ist betrunken.

Anna und Marco verschwinden in ihren Klassenzimmern.

Ich mache die Tür auf und da sitzen sie.

Manchmal denke ich, ich vergeude meine besten Jahre. Morgens vor verwöhnten Zwanzigjährigen stehen, die einen komisch angucken, weil man einen deutschen Akzent hat, die man quälen muss, damit sie überhaupt was tun, außer auf ihren Handys und iPods zu spielen.

Nixverstehher, Nixnachdenker.

Man muss sie anbrüllen, sonst hört hier keiner zu.

Ihr seid dick!

Ihr seid hässlich!

Die Kleinen, so nenne ich die Studenten immer, unsere lieben Kleinen, lieben es, wenn man mal bisschen deutsch und böse mit ihnen wurde. Um diese Zeit sind sie so verschlafen, dass sich keiner wehren kann. Man kann ihnen erzählen, was man will. Man muss nur selber die ganze Zeit reden. Akademiker redeten überhaupt sehr viel. Ich nicht. Ich gebe den Kleinen den Semesterplan und schicke sie wieder nach Hause.

Ich will hier raus.
Durch den Flur und weg.

Am abstoßendsten an Universitäten finde ich die bunten Flyer, die überall in den Fluren, links und rechts an den Wänden hängen, weil das angeblich eine geeignete Weise war, Veranstaltungen anzukündigen. Buntes Din-A4-Papier, es gibt genau vier Farben (Gelb, Rosa, Grün, Blau). Alles schreiend grell, damit man auch nichts übersieht. Ist ja wichtig. Bunt und fett bedruckt und immer in der gleichen Schrift. Ist ja extrawichtig, was da draufsteht. Die auf vier beschränkte Zahl der Farben wechselt nie. Mit der Zeit nimmt somit deutlich die Signalwirkung ab. Leider nimmt niemand jemals die Flyer ab. Kleben nacheinander, nebeneinander, übereinander an Bürotüren, Fahrstuhltüren und Klotüren. Obwohl amerikanische Universitäten echt nicht arm sind, sind sie vom Gesamteindruck kurz vorm Obdachlosenasyll, genau wie in Deutschland. Ich will nicht, dass mein Name auf so einem Flyer draufsteht. Ich will das lieber nicht.

Die kleine Villa, in der das German Department untergebracht ist, mit den blassen, grünen Holzpaneelen und dem hellgrauen Dach, hätte hübsch sein können.

Verträumt und idyllisch. In Wirklichkeit ist sie bloß schäbig. Sogar unheimlich. Wie das Haus von Norman Bates.

Ich gehe nach Hause. Keiner in der kleinen Collegestadt kennt mich, aber alle können mich sehen. Ich glaube, sie gucken mich an. Ich gucke niemanden an, ich gehe weiter. Das Haus, unser Haus, jetzt mein Haus, gehört zu den Häusern, die die Universität für ihre Angestellten auf dem Campus gebaut hat. Entweder man wohnt in Sichtweite vom Klassenzimmer und kann praktisch vom Bett aus unterrichten, oder man zieht zehn Kilometer weiter, wo es wieder sicher wird. Die gute Uni-Gegend ist von schlechten Gegenden umzingelt, die Frontlinie rückt immer näher und der Bürgerkrieg steht kurz bevor.

Der Versuch, sich in der Sicherheitszone niederzulassen, im Prinzip schon mal gescheitert. Als Single hat man kein Bleiberecht mehr. Könnte ich auch gleich meine Sachen packen. Von außen sieht es noch einigermaßen okay aus, mein Haus, mein Leben, aber innen herrscht Chaos, Morbidität, Vermüllung, der Untergang. Ich wohne inzwischen wie ein Obdachloser. Das Schlafzimmer betrete ich gar nicht mehr. Die einzigen benutzbaren Möbelstücke sind ein verwichstes Schlafsofa vom Vormieter und ein Abstelltisch aus Blech, den ich als Schreibtisch benutze. Den Rest hat Jack mitgenommen. Als Bettdecke nehme ich die Plastikfaser, die British Airways an seine Fluggäste für Transatlantikflüge verteilt. Der Fusselkram hat sich schon über dem Ozean fast in seine Bestandteile aufgelöst. Würde man die Decke waschen, bliebe davon nichts übrig. Aber ich wasche sie nicht und sie hält noch. Ich lege mich auf das verschmierte Sofa. Es ist noch früh am Tag, aber ich schlafe sofort ein.

Ithaca, NY, November 5

Ich liege da und denke an nichts. Ich höre dem Wind zu. Amerikanische Häuser sind so leicht gebaut, es ist verrückt. Als wären sie bloß ein flüchtiger Traum, eine Kulisse, die nur so lange halten muss, bis der Film abgedreht ist. Als könnten sie gleich wieder verschwinden. Es macht mir Angst. Ich liege mit offenen Augen auf dem Sofa und fühle mich traurig und denke, es würde für immer so bleiben. Einsamkeit ist nur für die sinnvoll, die sonst zugrunde gehen, denke ich, für Menschen, die überleben, weil sie den Mut haben, allein zu bleiben.

Als ich wieder aufwache, weiß ich nicht, ob es Tag ist oder Nacht. Etwas bewegt sich, das Sofa, das ganze Haus. ALLES. Bevor ich denken kann, *ein Erdbeben*, ist es schon wieder vorbei. Ich mache die Augen zu und warte darauf, was passiert. Als müsste es noch einmal passieren, damit ich es glauben kann. Ein Erdbeben. Ich traue mich nicht, mich zu bewegen. Ich liege still, mein Atem stört mich. Mein bisheriges Leben scheint unerreichbar. Was es gibt, ist dieses Haus. Das ist alles. Der Rest ist Träumerei.

Ein paar Sachen hat er hiergelassen. Ich trage die Kartons nacheinander die Treppe hoch und verstaue sie auf dem Dachboden. Der Dachboden ist riesig. Staubig und dunkel und bald würden die neuen Kartons auch so aussehen. Abgestellt, alt. Für einen Moment macht mich das traurig. Ich mache die Klappe wieder zu.

Ich gehe durch das Haus, das nun mir gehört. Habe ich nicht genau das gewollt? Das Haus riecht modrig, immer noch. Bevor wir hier eingezogen waren, stand es einen Sommer lang leer. Es riecht noch immer nicht bewohnt. Dafür sind wir noch nicht lange genug hier gewesen. Ich öffne die Fenster, erst im Erdgeschoss, dann, Zimmer für Zimmer, überall. Selbst wenn ich das Wohnzimmer als Schlaf- und Arbeitszimmer benutze und die Zimmer im ersten Stock

nicht mehr betrete, ist das Haus noch zu groß. Ein Familienhaus, ein Haus für eine ganze Familie.

Ich kann mir nicht vorstellen, wie mein Leben hier aussehen soll. Dafür brauchte man andere Menschen, das geht nur zusammen, zu zweit zum Beispiel, sodass man sich dann vorstellen kann, wie man leben wollte. Das geht nicht ganz alleine. Sonst geht es einfach weiter, immer weiter, irgendwie, ohne Zeugen.

Ich habe alle Fenster geöffnet. Es ist sonnig, aber kalt. Ich stehe im Türrahmen und gucke auf die Straße. Mitten am Tag, aber es bewegt sich nichts.

Ich habe wieder Lust zu rauchen.

Ithaca, NY, November 6

Die Hälfte aller Möbel in akademischen Bürozimmern sieht so aus, als seien sie dort zur Zwischenlagerung abgestellt, nicht zum wirklichen Gebrauch hingebracht worden: Sperrmüll. Die andere Hälfte, die zur Benutzung freigegeben war, wurde um 1970 angeschafft. Seitdem ist nichts mehr dazugekommen. Kein Büro, ein Büromuseum. Arbeit an der Uni Museumsarbeit. Ich bin ein Teil davon. Wir (Anna, Marco und ich) sind die letzten lebenden Intellektuellen. Eine aussterbende Rasse. Ich setze mich auf den staubigen Drehstuhl und gucke auf die gelblichen Rollos, die zwischen den rot-grünen Wollgardinen (warum *Woll*gardinen?) halb heruntergezogen sind, damit nicht zu viel Sonnenlicht hereinfällt.

Nebenan sitzt Gisela Podolski. Hier sitze ich, da sitzt sie. So sieht meine Zukunft aus, denke ich: Einzelhaft mit Gisela Podolski als Zellennachbarin. Man darf sie nur nicht «Sekretärin» nennen, weil Sekretärin diskriminierend klingt, man muss *Administrative Assistant* zu ihr sagen. Was in

Ordnung geht, weil die Sekretärin tatsächlich die Einzige ist, die weiß, wie der Laden läuft. Alle anderen arbeiten zu Hause oder arbeiten gar nicht. Die Sekretärin ist immer auf ihrem Platz.

Am Telefon klingt Gisela Podolski aber gar nicht wie eine, die einem erklären kann, wie der Laden läuft, sondern einfach bisschen prollig. Sie klingt so, als hätte sie gerade getrunken. Sie spricht halt Hessisch, hat Anna gesagt. Aber ich denke: Gisela Podolski ist eine Säuferin. Morgens schon mal einen Schluck und zwischen den Telefonaten einfach weitersaufen. Gisela Podolski lallt so eindeutig, dass es schwierig ist, zu verstehen, was sie sagt. Immerhin handelte es sich ja um geschäftliche Telefonate, auch wenn Gisela Podolski so klingt, als rief sie direkt aus der Kneipe an.

Eine Fahne hat sie aber nicht, denke ich, nachdem Gisela Podolski vorsichtig an meine angelehnte Tür klopft, die man ja nicht verschließen darf, damit hier bei Tageslicht keine Sauereien mit den Studenten laufen, nachbarschaftlich in mein Büro reinspringt, um mir freudestrahlend einen schwarzen Einwegplastikkugelschreiber und zwei Bleistifte zu geben.

Hier haben Sie erst einmal, was Sie brauchen, sagt sie, als hätte sie mich gerade mit der neuesten Software versorgt, und guckt mich dabei eindringlich an. Aufdringlich eigentlich.

Sie hat doch schon getrunken.

Sie wartet darauf, dass ich mich bedanke.

Danke, sage ich etwas benommen.

Was ich Ihnen noch zeigen wollte, sagt sie dann, nachdem mir immer noch nicht eingefallen ist, was ich sonst sagen soll, mit Hinweis auf den einen Bleistift, der nicht angespitzt war, jetzt ist auch klar, warum, damit sie mich nämlich vom

Schreibtisch wegzerren kann und mich dazu zwingt, ihr zu folgen und mir den genau in der Mitte zwischen unseren beiden Bürotüren an der Wand angebrachten mechanischen Bleistiftanspitzer zu zeigen, den sie jeden Nachmittag säuberlich leert, bevor sie die Tür von ihrem Büro abschließt und nach Hause geht. Schläft sie also doch nicht auf dem Studentensofa. Gisela Podolski ist zwar eine Säuerin, aber keine verkommene Person. Sie erfüllt ihre Pflichten. Sie trinkt halt.

Ich warte, bis Gisela Podolski das Gebäude verlassen hat. Ich schließe ihr Büro auf und durchsuche es, bis ich hinter den Aktenordnern im Regal den Gin gefunden habe. Ich nehme einen kräftigen Schluck aus der Flasche und stelle sie wieder zurück.

Ithaca, NY, November 7

Die Tür zu meinem Büro steht offen.
Anna kommt rein, ohne anzuklopfen.
Was machst du?
Ich sortiere meinen Zettelkasten.
Wofür?
Mein Buch.
Worum geht es?
Bevor ich antworten kann, hat sie schon die Karteikarten in der Hand.

Schleichend wird die Zeit zum Feinde des Menschen.
(F. Scott Fitzgerald)

Altwerden ist nichts für Feiglinge.
(ein altes amerikanisches Sprichwort)

Ich stottere verlegen. Ich schreibe ein Buch übers Älterwerden, sage ich. Mehr fällt mir nicht ein. Aber Anna will auch gar nicht mehr wissen, sie sagt:

Einfach angucken, wie Madonna das macht, die bringt uns durch die Wechseljahre.

Ich glaube nicht mehr an die Lösungen der Popkultur.

Dann Susan Sontag.

Die ist tot.

There is no remaking of reality.

Just take it as it comes.

Hold your grounds and take it as it comes.

Face your loss and live on.

Wenn man alt wird, zeigt sich, was wichtig ist, sagt sie, so einfach ist das. Solange man den Tod verdrängt, ist alles Spielerei.

Hm.

Dann erzähle ich ihr von Jack und mir, erzähle ihr alles und fühle mich dabei ein bisschen so, als wenn es gar nicht um mich geht, als wenn ich die Geschichte von jemand anderem gehört hätte. Wie die Sätze auf den Karteikarten in meinem Zettelkasten.

Ithaca, NY, November 7

Nur wenige Dinge habe ich so geliebt. Nur selten fühlte ich mich so sehr am Leben. Dass ich ganz genau überlegen musste, weil von dem, was ich sagte, nicht nur mein eigenes Glück, sondern alles, sogar das Glück der Welt abhing, dachte ich, glaubte ich, dass ich meine Einsichten hinausschreien musste, dass diese Worte dann wie Kostbarkeiten aufbewahrt werden mussten, wie ein Gesetz. Aber eins, zu dem keiner gezwungen wurde, sondern ein Gesetz, das so schön war, und so wahr, sodass jeder, der damit in Berührung kam, gleich danach leben wollte, so offensichtlich war es. An diese Lust, die größte, die ich kannte, erinnerte ich mich noch ein bisschen und fast schon nicht mehr.

Wovon sprichst du?, fragt Anna.

Vom Lesen, was sonst?

Dann sage ich mal kurz meine aktuelle Leseliste auf, so wie einige Jungs bei GayRomeo, als würde damit die Wahrscheinlichkeit steigen, dass man zueinanderpasst:

Dennis Cooper

Rainald Goetz

Bret Easton Ellis

Michel Houellebecq

Frédéric Beigbeder

Die habe ich alle nie gelesen, sagt Anna.

Anna, die Germanistin.

Du wolltest von Jack erzählen.

Ich wusste nicht, wie ich anfangen soll.

Ich erzähle einfach weiter.

Ich konnte nicht verbergen, wie sehr ich enttäuscht war. Ich war vom Lesen enttäuscht, wie man von einem Liebhaber enttäuscht ist. Ich hatte geglaubt, mein Leben würde sich, durch das Lesen, auf wunderbare Weise verwandeln.

Damals hatte es keine Rolle gespielt, dass das Lesen ins Unbekannte führte. Lesen hatte kein Ziel, genau das war das Abenteuer gewesen. Ich würde frei werden. Ich habe verstanden, dass von diesem Freiheitstraum nur das Lesen selbst zurückblieb, Lesen, Lesen, immer wieder, immer von vorne. Lesen war für mich zu einem Training geworden. Eine Frage der Disziplin. Ich fand es notwendig. Lieben konnte ich es nicht mehr.

Dass das Lesen nichts half, nützte, nicht ging. Das konnte doch nicht sein. Ging es allen anderen denn auch so? Wenn es so war, gaben sie es nicht zu. Alle fanden es scheinbar normal, dass Lesen nichts als Lesen war.

Du wolltest von Jack erzählen, sagt Anna schon wieder. Ihre Ungeduld ist manchmal fast unsympathisch.